PETER EISENBERG

Für wen schreiben wir Grammatiken?

Abstract

Einzel Sprachliche wissenschaftliche Grammatiken – nur von ihnen ist die Rede – haben eine ganze Reihe von Anwendungen außerhalb von universitärer Lehre und Forschung, die sich in ihrem Adressatenbezug niederschlagen sollten. Der folgende Beitrag möchte die Aufmerksamkeit auf solche Anwendungen richten, die das Verhältnis von Sprache, Sprachwissenschaft und Öffentlichkeit betreffen. An einschlägigen Beispielen wird vorgeführt, welche Art von grammatischem Wissen für welche dieser Anwendungen von Interesse sein kann. Das Plädoyer für einen Rückgriff auf grammatisches Wissen ist auch ein Plädoyer für eine bestimmte Art von Grammatik, wir nennen sie die 'funktionale'. Wir schreiben an ihr, indem wir Lösungen für außerhalb der Grammatikforschung auftretende Probleme anbieten.

1.

Das Tagungsthema verlangt, daß etwas über das Interesse der Öffentlichkeit an Grammatiken gesagt wird. Das Interesse besteht oder sollte bestehen, wo grammatisches Wissen etwas zur Lösung von 'Sprachproblemen' beiträgt, die die Öffentlichkeit als solche wahrnimmt. Ganz vorn rangieren da nach wie vor Orthographie und Sprachbewertung. Wir stellen sie ins Zentrum unserer Antwort. Grammatiken schreiben wir für diejenigen, die sich an öffentlichen Debatten über Orthographie und Sprachbewertung beteiligen.

Ein so gesetzter Fokus berührt das Verhältnis von Sprachwissenschaft und öffentlichem Sprachdiskurs an einem wichtigen, empfindlichen, ja neuralgischen Punkt, aber er blendet auch vieles aus. Allgemeiner würde man etwa antworten: Wir schreiben Grammatiken für diejenigen, die sich professionell mit der Vermittlung von Sprache, mit der Beschreibung von Sprache und mit der Herstellung von Sprachprodukten wie Wörterbüchern, Ratgebern, Schulbüchern und Werkzeugen zur automatischen Sprachbearbeitung befassen.

Einiges davon kommt immerhin zur Sprache. So spielt der Orthographieerwerb, das Schreiben- und auch das Lesenlernen, in der öffentlichen Wahrnehmung eine bedeutende Rolle. Für den schulischen Beitrag zum Erwerb des Deutschen insgesamt gilt das schon nicht mehr im selben Um-

fang. Welche Bedeutung grammatischem Wissen dabei zukommt, interessiert eher die Fachleute.

Dasselbe ist festzustellen, wenn es um die Herstellung von Sprachprodukten geht. Grammatisches Wissen ist für die Lexikographie zunehmend von Bedeutung. Wörterbücher sollen systematisch Auskunft über den Gebrauch der erfaßten Einheiten geben und bedienen sich dazu ausgefeilter grammatischer Terminologien, einer grammatisch fundierten Anordnung der Beispiele und immer häufiger einer Spezifizierung von Gebrauchsbedingungen über grammatische Konstruktionen. Wie grammatisches Wissen effektiv und benutzerfreundlich in Wörterbücher einzubringen ist, gehört zu den Leitfragen moderner Lexikographie. Der Wörterbuchbenutzer thematisiert das im allgemeinen nicht.

Werkzeuge zur automatischen Sprachbearbeitung wie Korrektur-, Satz- und Trennprogramme, wie Systeme zur Konvertierung gesprochener Texte in geschriebene, wie automatische Lesegeräte, Übersetzungshilfen usw. verdanken ihr in den vergangenen Jahren eindrucksvoll gesteigertes Leistungsvermögen nur in begrenztem Umfang einer besseren grammatischen Fundierung. Unkontrovers dürfte aber sein, daß bei sonst gleichen Bedingungen das verfügbare grammatische Wissen mitentscheidend für die Leistungsfähigkeit ist. Die Geschichte der automatischen Sprachbearbeitung kann geradezu als eine Geschichte der wachsenden Einsicht in diesen Tatbestand gelesen werden. Macht man wirklich ernst mit der Flexibilität solcher Systeme, ist die umfassende grammatische Beschreibung der verwendeten Sprache eine der Voraussetzungen. Wenn überhaupt, verfügen wir gegenwärtig über *eine* Grammatik, die auf *einer* der Beschreibungsebenen so etwas wie umfassend ist. Die Grammatik der deutschen Sprache (Zifonun u. a. 1997) darf dieses Prädikat für die Syntax und Satzsemantik in Anspruch nehmen.

Noch manches andere kann illustrieren, zu welchem Ende wir Grammatiken schreiben. Ans Licht einer größeren Öffentlichkeit kommen wir mit all dem nicht, jedenfalls nicht direkt. Wer liest überhaupt Grammatiken, für wen schreiben wir sie tatsächlich?

So weit ich sehe, stellen die Studierenden der philologischen und angrenzender Fächer mit weitem Abstand die größte Gruppe von Grammatiklesern dar. So gut wie jede wissenschaftliche Grammatik der jüngeren Vergangenheit, die nicht für Studenten geschrieben ist, hat sich um einen entscheidenden Teil ihrer Wirkung gebracht. Wer den Sprachfreund, jeden an Sprache Interessierten, den Liebhaber des Deutschen usw. zum Hauptadressaten macht, schreibt in den Nebel. Nur was Studenten lesen, lesen auch andere und fast nur durch die Studenten kann eine Grammatik ihre Wirkung über die Universität hinaus entfalten. Alles andere sind besondere Glücksfälle.

Der mögliche grammatische Beitrag zum öffentlichen Sprachdiskurs

läßt sich am einfachsten konkret machen, indem man ihn exemplarisch vorführt. Das mag manchen irritieren, weil Grammatik machen ja nicht dasselbe ist wie über Grammatik reden. Ich bin allerdings der Auffassung, daß man – umgekehrt – mit Reden über Grammatik nicht weit kommt, wenn nicht präsent bleibt, wovon genau die Rede ist. So werde ich die folgenden Beispielanalysen jeweils auf einen Kern beschränken, dem gerade noch zu entnehmen ist, was die Analyse zeigen soll. Und ich werde mich bemühen, den jeweiligen Adressaten deutlich zu nennen. Ihn wünschen wir uns ja als Leser.

Die Beispiele sind wie sie präsentiert werden oder in anderer Form schon irgendwann in meiner grammatischen Arbeit vorgekommen. Sie sind nicht neu, es geht um eine Demonstration und nicht um neue Ergebnisse. Abschnitt 2 thematisiert den Zusammenhang von Grammatik und Orthographie, Abschnitt 3 die Fremdwortfrage und Abschnitt 4 schließlich die Evaluierung syntaktischer Normen. Als Hinweise für den interessierten Leser wird einige wichtige Literatur genannt.

2.

Grammatisches Wissen ist von Nutzen für das Schreibenlernen. Zwar wird im Praxisjargon der Schule, in Lehrplänen, Sprachbüchern wie im alltäglichen Reden über Sprache häufig noch zwischen Orthographie und Grammatik (folglich auch zwischen Orthographie- und Grammatikfehlern) unterschieden. Damit stellt man im allgemeinen nicht in Abrede, daß Orthographie etwas mit Grammatik zu tun habe. So gehört zur Schulgrammatik die Wortartenlehre. An ihr hängt unmittelbar die Großschreibung der Substantive, dazu die Getrennt- und Zusammenschreibung in Fällen wie *Klavier spielen* vs. *kopfrechnen* oder *grün streichen* vs. *krankschreiben*. Auch das Stammprinzip, die Basis der morphologischen Schreibungen, bezieht sich mit der Flexions- und Wortbildungsmorphologie auf einen etablierten Bereich der Schulgrammatik. Wie angesichts dieser und vieler weiterer direkter Bezüge (*daß/das*, Zeichensetzung) Orthographiefehler von Grammatikfehlern abzugrenzen sind, bleibt ein Geheimnis der Praktiker.

Mit der Behauptung, grammatisches Wissen sei nützlich für das Schreibenlernen, wird die Orthographie nun insgesamt zu einem Teil der Grammatik erklärt. Das entspricht durchaus einer in unserer Grammatiktradition verbreiteten Auffassung. Viele der großen Grammatiken des 19. Jahrhunderts enthielten eine Orthographie. In den neueren ist sie allerdings eine Rarität. Warum also sollte die Orthographie als Ganze in die Grammatik zurückgeholt werden?

Angelpunkt ist, daß die neuere Schriftlichkeitsforschung einem Orthographiebegriff zu Leibe rückt, der unsere Buchstabenschreibung im wesentlichen als lautbezogen ansieht. Er gründet die Wortschreibungen auf

Laut-Buchstaben-Beziehungen. Ganz üblich war es etwa, die „Schreibung der Laute ... nach dem phonographischen und morphologischen Prinzip“ zu spezifizieren (hier: Menzel 1978, S. 18 f.). Das ist in sich zumindest schwer verständlich und führt notwendig zu inkonsistenten Regelformulierungen. Umso bedauerlicher ist, daß auch die Neuregelung von 1996 den gesamten Bereich der Buchstabenschreibung unter die Überschrift „Laut-Buchstaben-Zuordnungen“ zwingt (Deutsche Rechtschreibung 1996, S. 19 ff.).

Morphologische Schreibungen wie der Unterschied zwischen *Bäche* und *Becher* in der Schreibung des Stammvokals [e] sind grammatisch nicht als Laut-Buchstaben-Beziehungen zu fassen, sondern über die Schreibung von Umlaut als morphologisches Mittel. Das ist das Eine. Das Zweite ist die Frage, was *Stammkonstanz* heißen soll. Was wird konstant gehalten? Klar war seit langem, daß die Basis der Konstantenschreibungen nicht phonographischer Natur ist. Als überzeugende Lösung hat sich der Ansatz einer silbenschriftlichen Komponente erwiesen. Das silbenschriftliche Element unserer Orthographie bewirkt insbesondere die Markierung von Dehnung und Schärfung (Maas 1992, S. 278 ff.; Duden 1998, S. 63 ff.).

Silbenstrukturelle Kodierungen erweisen sich als das Missing link zwischen phonographischen und morphologischen Schreibungen. Sie zeigen, daß morphologische Schreibungen ihrerseits grammatisch fundiert sind, daß die Regeln zur Silbentrennung eine grammatische Basis haben und manche für willkürlich gehaltene Züge unserer Orthographie in Wahrheit höchst systematisch sind. Und schließlich hat die Isolierung des silbenstrukturellen Anteils einen erheblichen Einfluß auf das Verständnis der historischen Entwicklung und des Erwerbs sowie die Möglichkeiten einer Therapie von Schreib- und Lesestörungen gehabt (Scheerer-Neumann 1996; Meisenburg 1998; Günther 1998, 1999). Betrachten wir ein typisches Beispiel für diesen Teil der orthographischen Grammatik einschließlich einer möglichen Bedeutung für das Schreibenlernen.

Ein innerhalb des Kernwortschatzes des Deutschen verbreiteter, in bestimmten Bereichen sogar dominanter Typ von Wortform ist der Zweisilber aus betonter und unbetonter Silbe. Dabei ist die zweite eine Reduktionssilbe, d. h. eine Silbe mit dem nichtbetonbaren Vokal Schwa [ə]. Unter diesen trochäischen Wortformen lassen sich als wichtigste Grundtypen wiederum zwei Klassen unterscheiden, nämlich die mit betontem, gespanntem Langvokal und die mit betontem, ungespanntem Kurzvokal. Ein derartiges Minimalpaar hat etwa die geschriebenen Formen *Robe* – *Robbe*, *Ofen* – *offen*, *Schote* – *Schotte*. Wir betrachten weiter ausschließlich geschriebene Formen der ersten Klasse, also solche, deren Stammvokal im Gesprochenen lang und gespannt ist. Sie weisen im Geschriebenen typischerweise genau ein Konsonantgraphem zwischen den beiden Vokalgraphemen auf (1a).

- (1) a. *Mie-te, Re-be, Grä-te, Ra-be, Ro-be, Hu-pe*
 b. *flie-hen, ge-hen, nä-hen, na-hen, dro-hen, mu-hen*
- (2) a. *Schie-ne, Ste-le, Mä-re, Na-me, Do-le, Kru-me*
 b. *ih-re, neh-men, zäh-men, fah-ren, woh-nen, suh-len*

1b zeigt, daß das auch gilt, wenn zwischen den Vokalen kein Konsonant auftritt. Das Geschriebene schiebt dann ein stummes *h* ein und der silbische Aufbau der geschriebenen Form bleibt derselbe. Für das Lesen ergibt sich als Grundregel: Bei genau einem Konsonantgraphem zwischen den Vokalgraphemen wird der vorausgehende Vokalbuchstabe lang und gespannt gelesen.

Dieser einfache Zusammenhang ist systematisch dann außer Kraft gesetzt, wenn der einzige Konsonant ein Sonorant ist. Das führt zu der bekannten Regel, daß vor *r, l, n* und *m* ein Dehnungs-*h* stehen kann. Das ist silbenstrukturell gut motiviert, denn ein *r* (*ger-ne*), *l* (*Pal-me*), *n* (*Kan-te*) oder *m* (*Am-pel*) steht besonders häufig vor einem weiteren Konsonantbuchstaben und damit nach einem Vokalgraphem, das kurz zu lesen ist. Die Markierung des vorausgehenden Vokals als lang und gespannt, die das Dehnungs-*h* leistet, ist strukturell nicht erforderlich, aber sie ist funktional.

Ärgerlicherweise steht das Dehnungs-*h* nun aber nur in etwa der Hälfte aller Fälle, in denen es stehen könnte (2a vs. b). Das wird immer wieder einmal als Beispiel für die Willkürlichkeit unserer Orthographie ins Feld geführt. Aber es gibt hier interessante Subregularitäten, die zeigen, wie sich die Schriftsystematik in einem solchen Grenzfall konstituiert.

Einen der relevanten Gesichtspunkte erfaßt man mit dem Vergleich einer größeren Zahl von nominalen und verbalen Stämmen. Das Dehnungs-*h* erscheint signifikant häufiger in unabgeleiteten Verbstämmen als in nominalen. Einige Beispiele dazu in 3a, b. Die Stämme in 3b sind (zumindest synchron) von substantivischen oder adjektivischen abgeleitet, die in 3a nicht.

- (3) a. *fahren, lehren, kehren, zehren, prahlen, fehlen, stehlen, johlen, fühlen, wühlen, nehmen, mahnen, gähnen, sehen, wohnen*
- b. *garen, scharen, scheren, quälen, schälen, ölen, spulen, bequemen, grämen, schämen, strömen, planen, tränen*

Der Grund für diese auf den ersten Blick rätselhafte Verteilung des Dehnungs-*h* ist, daß das Verb verschiedene phonotaktisch schwere Flexionsuffixe hat. Dazu gehören insbesondere das *t* und *st* als Personalsuffixe sowie das *t* als Präteritalsuffix der schwachen Verben (Maas 1992). Ihr Syllabierungsverhalten führt dazu, daß die Gespanntheit des Stammvokals aus der Graphemfolge allein nicht mehr zu ermitteln ist. Das hat eine Reihe interessanter Folgen, von denen wir hier wenigstens eine zeigen wollen.

(4) a. Prät	b. Präs	c. Prät
<i>ich malte</i>	<i>walte</i>	<i>mahlte</i>
<i>du maltest</i>	<i>waltest</i>	<i>mahltest</i>
<i>w/s malten</i>	<i>walten</i>	<i>mahlten</i>
<i>ihr maltet</i>	<i>waltet</i>	<i>mahltet</i>

Das Präteritum von *malen* sieht weitgehend – nämlich in allen Formen mit Ausnahme der 3. Ps Sg – so aus wie das Präs von *walten*, obwohl der Stammvokal beim ersten gespannt, beim zweiten ungespannt ist (4a,b). Wiedergewonnen wird der Unterschied durch das Dehnungs-*h* (4c). Aufs Ganze gesehen sind deshalb Schreibungen von Verbstämmen wie *malen*, *hören*, *holen* markiert und entsprechend selten, solche wie in 3a sind unmarkiert und entsprechend häufig. Die Verteilung des Dehnungs-*h* ist bezüglich ihrer notwendigen Bedingungen silbisch, darüber hinaus zumindest teilweise morphologisch motiviert.

Die silbenstrukturelle Distribution des Dehnungs-*h* ist in der für den Rechtschreibunterricht relevanten Literatur seit langem detailliert beschrieben (z. B. Roemheld 1955) und in der neueren Literatur didaktisch ausführlich reflektiert worden (Röber-Siekmeyer 1993; Hinney 1994, 1997). Zu fragen ist darüber hinaus, welche Fehler beim Dehnungs-*h* tatsächlich gemacht werden.

Unter den häufigeren Rechtschreibfehlern in der Statistik von Menzel 1985 beziehen sich etwa 5% der Fehlertokens auf das Dehnungs-*h*. Ungefähr die Hälfte der Fehlschreibungen hat ein *h* zu viel, der anderen Hälfte fehlt es. Unter diesen gibt es einige pronominale wie *im*, *inen* statt *ihm*, *ihnen*. Die übrigen sind vom Typ *belont*, *erzälte*, *färst*, *felt*, *nam* sowie *Lerer*, *Feler*, d. h. es handelt sich um Formen von Verben und deverbale Substantiven.

Falls sich dieser Befund erhärten läßt oder bereits erhärtet ist, sollte er natürlich auf das Ergebnis der grammatischen Analyse bezogen werden. Ganz unvorsichtig formuliert: wer Verbstämme mit *h* und Substantivstämme ohne *h* schreibt, endet mit viel weniger Fehlern als wenn er es umgekehrt macht oder wenn er die Dehnungs-*hs* statistisch verteilt.

3.

Zu den unerschöpflichen Themen öffentlichen Sprachinteresses gehört die Fremdwortfrage. Wir gehen ihr nach anhand der Grundaussagen eines Aufsatzes des Germanisten und Wissenschaftsjournalisten Dieter E. Zimmer (DIE ZEIT) aus dem Jahr 1997. Der Aufsatz mit dem Titel 'Neu-anglodeutsch' eröffnet ein Buch, in dem Zimmer eine Reihe von Entwicklungen bespricht, die er im gegenwärtigen Deutsch als Folge der Medienpraxis zu beobachten glaubt.

Zimmers Buch hat ein vernehmliches Echo außerhalb wie innerhalb der Sprachwissenschaft gehabt, und mancher möchte wissen, warum Bücher dieses Schlages zumindest in Deutschland nicht von der institutionalisierten Disziplin erwartet werden. Die Frage, warum das Verhältnis von Sprachwissenschaft und Öffentlichkeit so weitgehend ein Nichtverhältnis ist, wäre sonst jedenfalls vom Tisch.

Es gibt eine Reihe weiterer Gründe, Zimmers Thesen zum Neuanglo-deutsch im Zusammenhang unserer Tagung und des gestellten Themas nachzugehen. Zimmer argumentiert differenziert anhand von sprachlichen Fakten weit jenseits sprachkritisch freischwebender Meinungsbekundung. Er ist sich der Gefahr des Beifalls von der falschen Seite bewußt, in die man sich mit Fremdwortkritik jedweder Art begibt „Dies ist also keine Polemik gegen Fremdwörter, vorgebracht im Namen irgendeiner Deutschtümelei“ (1997, S. 74). Und schließlich beziehen sich seine Aussagen nicht auf das Deutsche allein. Im entscheidenden Punkt wird es mit neun anderen europäischen Sprachen verglichen.

Angesichts all dessen wäre jeder Versuch verfehlt, der großen Linie des Kritikers mit Philologenepsilontik beizukommen. Es geht überhaupt nicht darum, jemandem oder einer bestimmten Auffassung beizukommen. Nur – Zimmer bewertet das Deutsche mit derartiger Härte, daß eine Nachfrage, die falsche Rücksicht nimmt, sinnlos wäre. Er schreibt (S. 70): „Deutsch hat seine Assimilationskraft weitgehend eingebüßt. Es ist kaum noch imstande, fremdsprachliche Wörter und Wendungen entweder zupackend und überzeugend zu übertragen oder sie wenigstens den inländischen Sprachgesetzen ein Stück weit anzupassen.“ Und: „Die zur Assimilation unfähige Sprache ist eine tote Sprache.“

Die Sprache mit hundert Millionen Sprechern und weltweit zwanzig Millionen Lernern wird selbst gar nicht mehr recht angesprochen. Eigentlich bekommt sie schon den Nachruf. Es ist von Pidginisierung die Rede; von Beschädigung; vom fehlenden Willen, das Deutsche an der deutschen Sprache zu erhalten. Und eines Tages werden wir, schreibt Zimmer, die Engländer, Franzosen, Polen, Finnen und Spanier um ihren Eigensinn beneiden. Sie alle erhalten ihre Sprache, wir dagegen lassen sie verkommen.

Eine gewisse Schwierigkeit im Umgang mit Zimmers Aussagen besteht darin, daß er im Verlauf seiner Arbeit auf manches zu sprechen kommt, das bei einem derart ultimativen Urteil jedenfalls bedacht werden müßte, es dann aber eben nicht bedenkt. Das gilt gerade für die grammatischen Eigenschaften von Wörtern, die genannt (S. 54 ff.), dann aber außer Acht gelassen werden. Wir halten uns deshalb eng an die jeweils behandelte Textpassage und beschränken uns auf einen kleinen Ausschnitt der angesprochenen Probleme.

Zunächst eine Bemerkung zu den Fakten. Den Kern der in Neuanglo-deutsch behandelten Fakten bilden hundert englische Wörter aus dem

Sachgebiet Computer. Sie werden verglichen mit äquivalenten Ausdrücken aus neun anderen europäischen Sprachen. Da dem Vergleich die geschriebene Form zugrunde liegt, sind ausschließlich Sprachen berücksichtigt, die das lateinische Alphabet verwenden.

Ausgezählt wurde u. a., wie viele der hundert Begriffe in jeder der neun Sprachen assimiliert sind. Das englische *compiler* beispielsweise gilt für das Polnische als assimiliert (*kompiler*), für das Schwedische nicht (*compiler*).

Das Ergebnis der Auszählung wird präsentiert in Prozent von assimilierten Ausdrücken. Je höher die Prozentzahl, desto größer also die Assimilationskraft der jeweiligen Sprache. Es ergibt sich die Rangfolge 5, in der das Deutsche die erwartete schlechte Stellung hat.

(5) Assimilierte Ausdrücke in Prozent

Dänisch	Deutsch	Italienisch	Niederländisch	Schwedisch	Spanisch	Polnisch
52	57	65	68	69	80	82
Französisch Finnisch						
86	93					

In der Rangfolge stehen links die germanischen, also dem Englischen genetisch eng verwandten, rechts die nichtgermanischen Sprachen. Einziger Ausreißer ist das Italienische, von dem man, gerade auch was die Orthographie betrifft, allgemein annimmt, es assimiliere Fremdwörter besonders konsequent. Warum das Italienische so schlecht abschneidet, wäre zu untersuchen.

Im übrigen zeigen die Zahlen etwas höchst Triviales. Zimmer erwähnt das für das Polnische und Finnische, es gilt aber allgemein. Der verwendete Begriff von Assimilation ist ungeeignet, wenn daraus ein Maß für den Abstand vom Englischen gewonnen werden soll. Assimilation bezieht sich in der vorgeführten Verwendung ja nicht darauf, ob ein Ausdruck an eine bestimmte Sprache angepaßt ist, sondern er meint den Unterschied zum Englischen. Es ist in Wahrheit nicht von Assimilation an die Bedingungen der Zielsprache, sondern von Dissimilation bezüglich des Englischen die Rede. Die Zahlen geben keinerlei These über Assimilation her. Welche eigenartige Forderung, vom Deutschen zu verlangen, es solle seine Lebendigkeit durch Abgrenzung von einem Verwandten erweisen. Lassen wir uns besser nicht dazu verführen, diesem Gedanken nachzugehen.

Etwas anderes kommt hinzu. Die meisten Wörter aus der Computersprache gehören zu den Fremdwörtern, die besonderen Dissimilationshemnissen ausgesetzt sind. Ein einmal etabliertes Form-Bedeutungs-Verhältnis verändert sich im Sinne einer Bewegung auf Spezifika einer Einzelsprache hin nur schwer. Es handelt sich bei der Mehrzahl dieser Wörter um typische Internationalismen, deren Bedeutung sich durch viel-

sprachig identischen Gebrauch etabliert (Zimmers Erwähnung S. 47 f.). Dadurch wird verhindert, daß ein Wort sich auf spezifische Weise in das Begriffsgefüge einer Einzelsprache integriert. Zumindest in einer Bedeutung bleibt es dem Internationalismus verhaftet. Zum Semantic drift als 'Schwerkraftbewegung' in Richtung Lexikalisierung, Idiomatisierung oder Metaphorisierung, die oft genug Hand in Hand geht mit Veränderungen auf der Formseite, kommt es nur in beschränktem Umfang. Welche Integrationskraft eine Sprache auf längere Sicht hat, ist dem Verhalten einer Gruppe von formal heterogenen, meist sehr jungen Internationalisten gerade am wenigsten zu entnehmen (dazu Beiträge in Braun, Peter u. a. Hg. 1990; Volmert, Johannes Hg. 1999).

Sehen wir uns trotz solcher Bedenken an, wie die Zahlen in 5 zustande kommen. Ausgezählt wurde, „wie viele dieser Begriffe mit einem oder mehreren Wörtern ausgedrückt werden, die in irgendeiner Weise an die Zielsprache angepaßt wurden: durch Lehnerschöpfung, durch Übersetzung oder durch auch nur minimale orthographische Angleichung an die eigenen Laut-Buchstaben-Beziehungen der Zielsprache.“ (1997, S. 104).

Leider werden die assimilierten Einheiten in der präsentierten Wortliste nicht ausgewiesen. Als assimiliert setze ich beispielsweise an *Prozessor* für CPU (für Zimmer vermutlich eine Lehnerschöpfung), *Laserdrucker* für *laser printer* (vermutlich eine Übersetzung) und *Makro* für *macro* (vermutlich eine orthographische Angleichung). Auch mit dem besten Willen ist es aber nicht gelungen, unter den hundert Ausdrücken die geforderten 43 nichtassimilierten zu finden.

Identifiziert wurden lediglich die 39 in 6. Das Deutsche würde ein wenig, aber nicht wesentlich besser abschneiden. Mit der geringeren Zahl sind wir jedenfalls auf der sicheren Seite. Denn letztlich interessiert natürlich, ob die Ausdrücke in 6 tatsächlich nichtassimiliert sind.

(6) Nichtassimilierte Ausdrücke

englisch	deutsch	englisch	deutsch
<i>benchmark</i>	<i>Benchmark</i>	<i>multimedia</i>	<i>Multimedia</i>
<i>browser</i>	<i>Browser</i>	<i>newsgroup</i>	<i>Newsgruppe</i>
<i>bus</i>	<i>Bus</i>	<i>notebook</i>	<i>Notebook</i>
<i>CAD</i>	<i>CAD</i>	<i>OCR</i>	<i>OCR</i>
<i>chip</i>	<i>Chip</i>	<i>personal computer</i>	<i>Personal-computer</i>
<i>client</i>	<i>Client</i>	<i>play & play</i>	<i>Play and Play</i>
<i>compiler</i>	<i>Compiler</i>	<i>ROM</i>	<i>Rom</i>
<i>cyberspace</i>	<i>Cyberspace</i>	<i>scanner</i>	<i>Scanner</i>
<i>drag & drop</i>	<i>Drag and Drop</i>	<i>server</i>	<i>Server</i>
<i>DTP</i>	<i>DTP</i>	<i>setup</i>	<i>Setup</i>
<i>e-mail</i>	<i>E-mail</i>		

<i>to format</i>	<i>formatieren</i>	<i>software</i>	<i>Software</i>
<i>hardware</i>	<i>Hardware</i>	<i>spreadsheet</i>	<i>Spreadsheet</i>
<i>host</i>	<i>Host</i>	<i>streamer</i>	<i>Streamer</i>
<i>hotline</i>	<i>Hotline</i>	<i>task</i>	<i>Task</i>
<i>hyperlink</i>	<i>Hyperlink</i>	<i>task bar</i>	<i>Taskbar</i>
<i>to install</i>	<i>installieren</i>	<i>toner</i>	<i>Toner</i>
<i>joystick</i>	<i>Joystick</i>	<i>trackball</i>	<i>Trackball</i>
<i>mini tower</i>	<i>Minitower</i>	<i>to upgrade</i>	<i>upgraden</i>
<i>modem</i>	<i>Modem</i>	<i>workstation</i>	<i>Workstation</i>

Die Liste enthält Einheiten des Geschriebenen. Ob sie Merkmale einer Integration ins Deutsche aufweisen, kann jedoch nicht an der Schriftform allein entschieden werden. Da es um 'das Deutsche' geht, ist eine Beschränkung auf das Geschriebene selbstverständlich ausgeschlossen. Gibt man sie auf, werden ganz unangenehme Seiten des Integrationskonzepts deutlich. Die Mehrheit der deutschsprachigen Benutzer spricht die Formen so aus, daß sie vom Englischen (oder auch Amerikanischen) mühelos unterscheidbar bleiben. Integration findet statt, und je weiter sie geht, desto unbeholfener und hilfloser tritt uns das Sprechen entgegen. Das gilt für Anglizismen wie für Gallizismen. Es gilt viel weniger für Gräzismen und Latinismen, weil für sie längst eine allgemein akzeptierte Leseaussprache etabliert ist. Wieviel sie mit welchen Artikulationsmodi der alten Griechen und Römer zu tun hat, ist von eher marginalem Interesse. Bei Entlehnungen aus lebenden Sprachen, mit denen wir zudem in regem Kontakt stehen, ist das Integrationskonzept mit Vorsicht zu verwenden.

Bleiben wir beim Geschriebenen. Zimmer setzt als Kriterium für orthographische Assimilation eine Angleichung an die „eigenen Laut-Buchstaben-Beziehungen.“ Wieder sollen die Laut-Buchstaben-Beziehungen das Maß der Dinge für die Schrift sein. Warum? Gut untersucht ist, wie die europäischen Sprachen, die das lateinische Alphabet verwenden, trotzdem ihre 'orthographische Identität' sichern. Ein Blick auf das Schriftbild zeigt, ob wir es mit einem französischen, tschechischen oder spanischen Text zu tun haben (Harweg 1989). Zu den Eigenheiten des Deutschen gehört die Großschreibung der Substantive. Sie beruht auf einer einfachen, lebendigen, in der Grammatik des Deutschen verankerten Regularität. Anglizismen werden ihr gnadenlos unterworfen. Im Bereich der Substantivgroßschreibung erreicht das Deutsche einen Assimilationsgrad von 100%. Durch nichts ist gerechtfertigt, den Übergang *to click* – *klicken* als Assimilation zu werten, den Übergang *chip* – *Chip* aber nicht.

Ganz schwierig wird die Verteidigung von Zimmers Sicht angesichts des Wortbegriffs, den er verwendet. Verhandelt wird ja die Assimilation von Wörtern, wobei im Mittelpunkt Verben und Substantive stehen.

Drei Verben gelten als vollständig unassimiliert, nämlich *formatieren*, *installieren* und *upgraden*. Ein Verb als lexikalisches Wort besteht in einer flektierenden Sprache wie dem Deutschen aus der Menge von Flexionsformen mit der zugehörigen Wortbedeutung. Vergleichen wir die Formen von Verben wie *formatieren* und *installieren* mit denen von *to format* und *to install*, dann stellt sich heraus, daß keine einzige Form des Deutschen mit der des Englischen übereinstimmt. Nicht einmal die Stämme sind identisch. Sie werden im Deutschen mit dem seit Jahrhunderten etablierten Eindeutschungssuffix *ier* gebildet, einem Assimilierer par excellence (Dittmer 1983; Fuhrhop 1998).

Auch bei *upgraden* gibt es kaum Formübereinstimmungen. Möglicherweise gleichen sich die Formen der 1. Ps Sg Präs Ind Akt, *I upgrade* und *ich upgrade*, aber sonst? Aus Zimmers Sicht zeigt sich hier aber ein anderes, noch gravierenderes Problem für die Überlebensfähigkeit des Deutschen. Unsere Sprache wird mit so einem Verb nicht fertig, weil sie seine Flexionsformen nicht zu bilden weiß. Das Verb sei „besonders gehandikapt“, weil sein erster Bestandteil „als Präposition identifiziert“ werden könne (S. 61). In der Tat führt der Bestandteil *up* zu Schwierigkeiten bei der Formbildung, weil er nicht eindeutig als Verbpartikel grammatikalisiert ist. Man kann sich vorstellen *sie graden up* neben *sie upgraden* und entsprechend beim Partizip 2 *geupgradet* vs. *upgegradet* sowie beim zu-Infinitiv *zu upgraden* vs. *upzugraden*. Ob und wenn ja wie die infiniten Formen sowie die finiten Formen bei Verwendung in Verberst- und Verbzweitsätzen bildbar sind, ist unsicher.

Irrig ist allerdings die Annahme, solche Probleme seien typisch für Fremdwörter oder gar Anglizismen. Offenbar wird unterstellt, daß heimische Wörter sich im System ihrer Sprache wie Fische im Wasser bewegen, die fremden dagegen überall anstoßen. Dabei bekommen sie selbst blaue Flecken und bringen gleichzeitig das System in Unordnung.

So verhält es sich keineswegs. Wir haben Dutzende wenn nicht hunderte von heimischen Infinitiven, denen es keinen Deut besser geht. *Sie will bausparen* ist in Ordnung, aber was ist mit *sie spart bau*, *gebausparkt* vs. *baugespart*, *zu bausparen* vs. *bauzusparen*? Ähnlich *schutzipfen*, *bruchrechnen*, *kunststopfen*, *bauchlanden* und viele andere. Man nimmt an, daß sie ihr verbales Paradigma – wenn überhaupt – vom reinen Infinitiv her aufrollen und bei Etablierung im Lexikon die Formen des Paradigmas in einer bestimmten Reihenfolge entwickeln. Die Literatur beschäftigt sich seit langem und neuerdings wieder intensiv mit solchen Verbtypen (Åsdahl-Holmberg 1976; Wurzel 1993; Eschenlohr 1999). Eine gewisse Berühmtheit haben sie in letzter Zeit erlangt, weil die Neuregelung der Orthographie an ihnen gescheitert ist.

Was Zimmer nichtassimilierte Verben nennt, bezieht sich nicht auf Wörter, sondern auf bestimmte morphologische Bestandteile von Wör-

tern. In traditioneller Redeweise sind das Wurzeln. Wurzeln zur Bildung von verbalen Flexionsstämmen übernimmt das Deutsche aber seit Jahrhunderten ohne Assimilation in großer Zahl. Unsere rückläufigen Wörterbücher enthalten mehr als zweitausend Verben auf *ier* oder *isier*, die in nichts von *formatieren* oder *installieren* zu unterscheiden sind. Auch der Typ *upgraden* bringt keine spezifischen Ungereimtheiten mit sich.

Bei der erheblich größeren Klasse von scheinbar nichtassimilierten Substantiven ergeben sich ähnliche Schwierigkeiten, wenn man lediglich die Grundformen des Englischen und Deutschen vergleicht. Nach Zimmers Auffassung herrscht genau so ein Chaos wie bei den Verben. Er schreibt (S. 58 f.): „Substantive müßten mindestens ein Genus und einen Plural erhalten. Auch die Entscheidung, daß Plural gleich Singular sein soll, ist eine. Wiederum scheint die pure Willkür zu herrschen. Es heißt: *die Notebooks*, aber nicht *die Users*, sondern *die User*. Heißt es *die Modems* oder *die Modeme*? Und warum eigentlich nicht *der Modem* und *die Modemen*, da sie ja von '(De-)Modulatoren' abgeleitet sind?“

In der Tat, jedes Substantiv aus dem Englischen muß ein Genus erhalten, anderenfalls wäre nicht einmal eine Verwendung mit Artikel möglich. Es besteht aber auch in dieser Hinsicht kein Anlaß zu Beunruhigung. Die Genuszuweisung funktioniert bei den Anglizismen einwandfrei und ist seit längerer Zeit recht genau untersucht (Carstensen 1980; Gregor 1983; allgemein Köpcke/Zubin 1984). Festgestellt wird immer erneut, daß es angesichts der großen Zahl von Entlehnungen erstaunlich wenig Zweifelsfälle gibt. Mit traumwandlerischer Sicherheit finden die fremden Substantive das passende Genus, sozusagen als Eintrittskarte ins Deutsche. Das Deutsche ist quicklebendig und entfaltet die notwendige assimilatorische Kraft. Auch bei Zimmer findet sich kein konkreter Hinweis auf ernsthaft Probleme.

Genauso der Plural. Es heißt *die Notebooks*, weil der *s*-Plural bei anglistischen Maskulina und Neutra dann gewählt wird, wenn nicht besondere Regeln einen anderen Plural fordern (Bornschein/Butt 1987). Bei *User* ist das der Fall. Maskulina und Neutra auf *er* haben im Deutschen generell kein Pluralsuffix. Das gilt sogar unabhängig davon, ob dieses *er* Teil des Stammes ist (*der* – *die Eimer*) oder ein Suffix (*der* – *die Lehrer*). Anglizismen werden bei der Entlehnung sofort und konsequent dieser Regel, die innerhalb des Gesamtsystems bestens fundiert ist, unterworfen. In unserer Liste stellen die *er*-Substantive die umfangreichste Klasse dar: *Browser*, *Compiler*, *Minitower*, *Personalcomputer*, *Scanner*, *Server*, *Streammer*, *Toner* sind bezüglich des Plurals vollständig assimiliert. Bezüglich der Kasusmarkierung ebenfalls. Nimmt man *of the scanner* als analytischen Genitiv im Englischen an, dann ist das flexivische *s* in beiden Sprachen gerade komplementär verteilt, d. h. weniger Gemeinsamkeiten sind überhaupt nicht möglich:

(7) Verteilung des *s*-Flexivs

	englisch	deutsch
Gen Sg	–	+
Nom Pl	+	–

Weiter zu *Modem*. Gefragt wurde, warum nicht *Modeme* die Pluralform sei. Man kann die Hand dafür ins Feuer legen, daß *die Modeme* nicht infrage kommt, solange die vorletzte Silbe unbetont bleibt. Es gibt im Deutschen einschließlich der Fremdwörter so gut wie keine substantivischen Plurale, die mit zwei Reduktionssilben enden. Fälle wie *die Abende*, *die Tugenden* sind absolute (aber wiederum gut begründete) Ausnahmen. Nähme *Modem* einen silbischen Plural, wäre die Pänultima betont, also *die Modéme* oder *die Modémen*. Aber so etwas ist hoch markiert. Das Flexionssystem bleibt deshalb beim üblichen Assimilationsmuster und wählt den nichtsilbischen *s*-Plural.

Schließlich weist Zimmer auf den Plural von *Modulator* hin. Er lautet ja tatsächlich *Modulatoren*, ist also silbisch. Festzustellen ist aber, daß dies mit einer Akzentverschiebung einhergeht: *der Modulátor* – *die Modulátören*. Auch im Plural ist damit die Pänultima betont.

Dieses Verhalten ist an das Suffix *or* gebunden, ein ganz besonderer Fall, auch in Hinsicht auf die Flexionssuffixe selbst. Der Gen Sg von *or*-Substantiven wird mit *s* gebildet (*des Modulators*, *des Professors*), der Pl mit *en* (*die Modulatoren*, *die Professoren*). Es handelt sich um die gemischte Deklination, die im Kernwortschatz mausetot und nur noch bei einer Handvoll Substantiven zu finden ist (*des Staates* – *die Staaten*; *des Auges* – *die Augen*). Eine umfassendere Analyse von *or* ergibt, daß sein Verhalten das eines Zwitter ist. Teils sieht es aus wie ein Suffix mit Vollvokal, teils wie eins mit Reduktionsvokal (Fuhrhop 1998). Fremdwörter auf *or* bringen tatsächlich einige Unordnung ins System. Weil sie teilweise alt sind und nicht nach Anglodeutsch, sondern nach Latein aussehen, regt sich niemand über sie auf. Die Anglizismen dagegen werden als Chaoten hingestellt, auch wenn sie sich an die Regeln halten.

Wir schreiben Grammatiken, damit das Deutsche, wenn es schon sein muß, einigermaßen gerecht beurteilt wird. Keine Grammatik redet die Probleme weg, die mit dem weltweiten Gebrauch einer einzigen Sprache als *Lingua franca* auf die Dauer verbunden sind. Dennoch wird man schnelle und publikumswirksame Urteile über das Schicksal des Deutschen grammatisch kaum fundieren, stets aber demontieren können.

4.

Normierungen im Bereich der Syntax machen den Kern dessen aus, was allgemein unter grammatischer Norm verstanden und einer Bewertung in Hinsicht auf grammatische Richtigkeit unterworfen wird. Gleichzeitig

und in Verbindung damit ist die Auffassung verbreitet, man befinde sich hier sozusagen im Inneren der Sprache.

Eine schlechte oder falsche Syntax verursacht die meisten Schmerzen, sie wirft aber auch die meisten Beurteilungs- und Bewertungsprobleme auf. Man steht hilflos vor Sätzen, die man vollkommen versteht und nicht als richtiges Deutsch akzeptiert. Bekannt ist beispielsweise, daß manche Deutschlehrer dazu neigen, Syntaxfehler nicht mit G, sondern als Ausdrucksfehler mit dem weniger verbindlichen A zu sanktionieren. Denn wer traut sich zu, selbst in harmlosen Fällen wie *Das Auto ist jetzt verkauft worden, um die Schulden bezahlen zu können* oder *Man hofft auf ein ermäßigtes Steuergesetz* der Syntax des Schreibers so beizukommen, daß er sie ändert? Es gibt Lehrer, die das schaffen, aber es gibt viele, die es gar nicht erst versuchen.

Unter sprachkritischer Perspektive gibt, so weit ich sehe, die Syntaxforschung mindestens in zweierlei Hinsicht etwas her, wenn es um Klagen über Sprachverfall und sprachliche Fehlentwicklungen geht. Einmal wirft die Kritik die Frage auf, ob das Auftauchen oder Verschwinden, die Zunahme oder Abnahme der Verwendungshäufigkeit bestimmter Konstruktionen an sich einen Wert oder Unwert darstellt. Braucht das Deutsche den Genitiv als Objektkasus? Gehört der Konjunktiv in die indirekte Rede, weil er, wie Wustmann sagt, hier „durchsichtiger und damit gebildeter und feiner“ ist? Soll man die Zunahme der transitiven Verben beklagen und das Aufkommen der Funktionsverbgefüge verdammen?

In der zweiten Gruppe von Fällen bewertet man nicht eine Konstruktion oder ihre Häufigkeit als solche, sondern bestimmte Verwendungen. Niemand wird am Passiv etwas aussetzen, wohl aber wird Kritik am *bekommen*-Passiv geübt. Und niemand wird etwas gegen die Satzgliedstellung im Hauptsatz sagen, wohl aber wird ihre Verwendung nach *weil* kritisiert.

Die Art und Weise, wie die Grammatik sich mit in die Normenkritik geratenen syntaktischen Phänomenen auseinandersetzen kann, ist im Prinzip auf den Nachweis von Funktionalitäten gerichtet. Der Funktionsbegriff ist ein weites Feld, aber er muß deshalb nicht unkonkret sein. Gerade in der Syntax besteht die Antwort der Grammatik auf manche sprachkritische Argumentation im Hinweis auf deren selektive Verfahrensweise. Was deshalb zu demonstrieren ist, sind grammatische Argumentationsweisen in ihrer Verschiedenheit.

Dolf Sternbergers berühmte Sprachglosse über *Betreuung* und *betreuen* aus dem 'Wörterbuch des Unmenschen' hat man – gemeinsam mit einer ganzen Reihe von daran anschließenden Arbeiten – letztlich als eine Kritik an der Übermacht des transitiven Verbs zu lesen. Es gibt zu viele und immer mehr transitive Verben mit der Folge, daß eine Vielfalt von Konstruktionen der Einheitlichkeit weicht. Sternberger selbst vergleicht den Akkusativ mit dem Dativ (*jemanden betreuen* vs. *jemandem treu sein*),

es werden aber auch andere Vergleiche angestellt. Mit mehr oder weniger ausgeprägter Reihenbildung und teilweise als produktive Wortbildungstypen findet man ohne große Mühe die Muster in 8.

(8) Bildung von *be*-Verben

Zu den aufgeführten Verben gibt es jeweils ein transitives Verb mit dem Präfix *be*, wobei das hervorgehobene Komplement des einfachen als direktes Objekt beim *be*-Verb erscheint (z. B. *jemandem dienen* – *jemanden bedienen*). Das Präfix ist nicht nur ein Transitivityer, sondern es macht Komplemente unterschiedlicher Art zum direkten Objekt. Die Präfigierung mit *be* nimmt Basen von großer Vielfalt und liefert ein einheitliches Ergebnis. Das könnte, grammatisch gesprochen, ein Aspekt der Beunruhigung über Sprachschematismus und öde Gleichmacherei sein, die Sprachkritiker den *be*-Verben vorhalten. Der Vorhalt ist struktureller Natur. Man kann ihn erheben, ohne das Geringste etwa über die Semantik der *be*-Verben zu sagen.

Bei Durchsicht der grammatischen Literatur zu den *be*-Verben, wie ich sie für einen Beitrag zur Festschrift für Walther Dieckmann vorgenommen habe (Klein/Paul Hg. 1993), stellt man fest, daß die Grammatiker ebenfalls und mit zunehmender Konsequenz rein strukturell argumentieren, wenn es um den Status der *be*-Verben geht (z. B. Eroms 1980; Wunderlich 1987).

Als transitives hat das *be*-Verb teil an einer großen Zahl von Vorkommen, die als Diathesen oder diathesenähnliche Konstruktion neben dem Aktivsatz stehen. Hat dieser die Form *Jemand bemäntelt etwas*, dann ergibt sich mindestens 9.

(9) Konstruktionen mit *be*-Verben

Die Konstituente, die dem direkten Objekt im Aktivsatz entspricht, ist wiederum hervorgehoben. Auch ohne daß die Konstruktionen in 9 im einzelnen kommentiert werden, zeigt sich, was zumindest einen Teil des Sogs in Richtung auf das transitive Verb ausmacht. Das transitive Verb steht im Zentrum der gesamten Diathesensyntax des Deutschen. Die syntaktische Flexibilität des direkten Objekts ist unvergleichlich viel größer als etwa die des geradezu ärmlichen indirekten Objekts.

Im Gefolge solcher Einsichten ist der Begriff Transitivity neben darauf bezogenen wie dem der Ergativity in den vergangenen Jahren zu einem syntaktischen Schlüsselbegriff avanciert (z. B. Abraham 1995). Und damit nicht genug, hat er sich auch als zentral für die Wortbildung erwiesen. Schon vor längerer Zeit wurde festgestellt, daß Wortbildungsmuster, die verbale Basis- oder Zielkategorien spezifizieren, so gut wie ausschließlich auf die Stämme transitiver Verben Bezug nehmen (Toman 1983).

Noch einmal: wir wollen nicht mit dem Todschlagargument kommen, das transitive Verb sei so mächtig, daß es sowieso nicht aufzuhalten ist. Das trifft sicher auch zu. Wichtiger ist aber, dem sprachkritischen Abheben auf Einheitlichkeit und Verarmung das grammatische Wissen von syntaktischer und morphologischer Vielfalt entgegenzusetzen. Die selektive Wahrnehmung der Sprachkritik wird dem Gegenstand nicht gerecht.

Wenn Grammatiker sprachkritischen Aussagen mit Funktionalitätsargumenten begegnen möchten, verwenden sie in der Regel einen weniger systembezogenen Funktionsbegriff als im gerade besprochenen Beispiel. Sprachliche Einheiten haben zunächst einmal eine semantische und pragmatische Funktion. Hier wird zuerst nach ihrer 'Leistung' gesucht.

Man kommt gar nicht umhin, in diesem Zusammenhang an Peter von Polenz' Arbeit zu den Funktionsverben zu erinnern (1963). Polenz stellt fest, daß Streckformen vom Typ *zur Abstimmung kommen/bringen/stehehen/stellen* jedenfalls nicht nur inhaltsleere Aufblähungen sind, die das einfache Verb *abstimmen* im Nominalstil ersetzen. Funktionsverbgefüge erlauben es, Vorgänge in zeitlicher Zerdehnung differenziert darzustellen. Sie bilden ein System zur Bezeichnung von Aktionsarten.

Die Wirkung von Polenz' Arbeit beruht darauf, daß sie dem grammatischen Umgang mit scheinbaren Formalalternativen einen Sinn gibt, der nicht in einer Bewertung liegt. Formalalternativen sind in Wahrheit keine. Auch wenn eine von ihnen häßlich aussieht und umständlich zu handhaben ist, lohnt es sich, nach ihrer Funktionalität zu suchen.

Die Ironie der Geschichte unserer Disziplin will es, daß das Postulat einer Existenz syntaktischer Formalalternativen in dem Augenblick zum Drehpunkt moderner Grammatikforschung wurde, als für einen Funktionalismus der geschilderten Art die Möglichkeit bestand, sich als herrschende Lehre zu etablieren. Die transformationelle Grammatik hat, so meine ich, mit dem Bestehen auf bedeutungserhaltenden Transformatio-

nen den Durchbruch einer funktionalen Grammatik verhindert und möglicherweise indirekt sogar dem normativen Grammatikdenken Vorschub geleistet. Natürlich war das Postulat nicht zu halten, natürlich ist es recht bald relativiert und später theoretisch bedeutungslos geworden (früh z. B. Partee 1971). Der Gegensatz zwischen generativem und funktionalem Denken ist der Grammatik aber lange erhalten geblieben, sehr zum Nachteil einer Beteiligung der Syntaxforschung am öffentlichen Sprachdiskurs.

Das Angebot an funktionalgrammatischen Analysen ist dennoch groß. Seit Ende der 60er Jahre gibt es sie in fast allen Bereichen der Syntax, wobei die an den Funktionsverbgefügen vorgeführte Denkfigur zum selbstverständlichen methodischen Rüstzeug gehört. Vielleicht ist sogar ein Vergleich mit der Arbeitsweise der Junggrammatiker nicht ganz hergeholt. Wie sie eine durchgängige Gesetzmäßigkeit des Lautwandels unterstellt haben, wird jetzt mit einer gewissen Hartnäckigkeit nach der Funktionalität gerade auch solcher grammatischer Erscheinungen gesucht, die normativen Anforderungen scheinbar nicht gerecht werden. Das vielleicht schönste Beispiel dieser Art ist die andauernde Diskussion um die Bewertung von Sätzen mit Hauptsatzstellung nach im weiteren Sinne kausalen Konjunktionen, vor allem *weil* und *obwohl*.

Die Diskussion beginnt Anfang der 70er Jahre, wobei nicht ganz klar zu sein scheint, seit wann die Konstruktion selbst in größerem Umfang in Erscheinung getreten ist. Die meiste Aufmerksamkeit hat *weil* auf sich gezogen, denn einmal ist es die in Wort und Schrift am häufigsten verwendete kausale Konjunktion und zweitens scheint ihm beim Vorkommen mit Hauptsatz die Rolle des Vorreiters zuzukommen. Der Konstruktion wurde Aufmerksamkeit von beiden Seiten zuteil, einerseits von selbsternannten Sprachnormern jeder Couleur und andererseits von Deskriptivisten, die mit einer genauen Distributionsanalyse einer funktionalen Deutung näherkommen wollten.

Abgeschlossen ist die Debatte bis heute nicht. In der Neuauflage des Zweifelsfälle-Dudens von 1997 heißt es noch immer, *weil* mit Hauptsatz gelte „standardsprachlich als nicht korrekt“ (Duden 1997, S. 811). Deshalb hat es wohl seine Berechtigung, wenn auch die neueste sprachwissenschaftliche Literatur regelmäßig über die Analyse hinausgeht und sich gegen Versuche verwahrt, die Konstruktion abzuwerten (zuletzt Willems 1994; Günthner 1996; Pasch 1997; Eroms 1998). Für die Analyse selbst wird auf ein umfangreiches Methodeninventar zurückgegriffen. Eine Funktionalität von *weil* mit Hauptsatz hält man auf ganz unterschiedlichen Ebenen für möglich.

Die Konstruktion tritt bisher ausschließlich im Gesprochenen auf. Geschrieben findet man sie nur dort, wo die Register im Sprachgebrauch (noch) nicht klar unterschieden sind, zum Beispiel beim freien Schreiben von Kindern. *Weil* mit Hauptsatz war zunächst im Süden zu finden. Man

nimmt an, daß es dort im Gesprochenen den Platz einnimmt, den *denn* im Geschriebenen besetzt. Mit der Ausbreitung nach Norden mußte eine Verdrängung des hier im Gesprochenen gut verankerten *denn* einhergehen. Etwas vereinfacht wird daraus, daß das Gesprochene *weil* mit Hauptsatz in ähnlicher Funktion und mit ähnlicher Distribution verwendet wie das Geschriebene *denn*. Manche Autoren halten es deshalb für möglich, daß *denn* durch *weil* mit Hauptsatz in der Alltagssprache ganz verdrängt wird. Im allgemeinen wird aber keine Voraussage über das Eindringen von *weil* ins Geschriebene und damit die totale Verdrängung von *denn* riskiert (so jedoch Keller 1995, S. 252).

Weil mit Hauptsatz unterliegt harten distributionellen Restriktionen, im wesentlichen denselben wie *denn*. Die wichtigste ist, daß es seinem Bezugssatz nicht vorausgehen kann. Prosodisch liegen die Verhältnisse ebenfalls eher wie bei bestimmten Koordinationen. Interessant ist, daß zwischen *weil* und dem folgenden Hauptsatz eine Verzögerung oder gar Sprechpause feststellbar ist, wobei ein Teil der Literatur annimmt, daß diese Pause mit der fortschreitenden Etablierung der Konstruktion mehr und mehr verschwindet. Das könnte als Anzeichen für fortschreitende Syntaktisierung genommen werden.

Die Deutung der Konstruktion hebt – ausgehend von der Beschränkung auf das Gesprochene – zunächst auf stilistische und ökonomische Gesichtspunkte ab. Das Ökonomische hat dabei einen lexikalischen und einen syntaktischen Aspekt. Parataktische Konstruktionen sind im Gesprochenen generell gegenüber hypotaktischen präferiert. Lexikalisch besteht der Vorteil darin, daß das Gesprochene die Begründungstypen, die im Geschriebenen mit *denn* und *weil* realisiert sind, mit nur einer lexikalischen Einheit bewältigt.

Eine wichtige Rolle spielen Versuche, *weil* mit Nebensatz und *weil* mit Hauptsatz funktional voneinander zu trennen bis hin zu der Annahme, man habe je eigene lexikalische Bedeutungen zu unterscheiden. Festgemacht wird das vor allem an der Möglichkeit sog. replikativer Schlüsse wie in 10b.

- (10) a. Die Straße ist naß, weil es geregnet hat
 b. Es hat geregnet, weil die Straße ist naß
 c. ?Es hat geregnet, weil die Straße naß ist

Gegenüber dem 'normalen' Schluß in 10a sind in 10b Ursache und Wirkung vertauscht. Das ist mit *denn* ebenso möglich wie mit *weil* und Hauptsatz. Umstritten ist, ob so etwas auch mit Nebensatz realisierbar ist (10c). Einige Autoren halten 10c für nicht akzeptabel oder sogar ungrammatisch. Unter dieser Voraussetzung liegt es nahe, die lexikalischen Bedeutungen der nebenordnenden und der unterordnenden Konjunktion *weil* zu unterscheiden. Eine Mehrheit insbesondere unter den Autorinnen und Autoren

der neuesten Arbeiten zum Thema halten 10c für grammatisch. Damit wäre eine sehr einfache funktionale Deutung von *weil* mit Hauptsatz ausgeschlossen.

Ein ganzes Bündel von untereinander fein differenzierten Deutungsvorschlägen bezieht sich auf die textuelle und (diskurs-)pragmatische Funktion von *weil* mit Hauptsatz, wobei meist der lexikalische mit dem syntaktischen Aspekt zusammengebracht wird. Ganz überzeugend argumentiert zum Beispiel Pasch (1997).

Die Entwicklung von *weil* zum dominanten kausalen Verknüpfer des Gesprochenen ist nach Pasch lediglich ein Schritt, der seine sowieso schon vielfältige Verwendbarkeit weiter generalisiert. Wie oben angedeutet, ist es ökonomisch, einer einzigen lexikalischen Einheit viele Funktionen aufzubürden, solange diese noch Formkorrelate haben.

Das Form-Funktions-Korrelat bei *weil* mit Hauptsatz liegt nach Pasch beim Bezug auf den Satzmodus. Meist nimmt man ja an, daß der Verbletztsatz (Nebensatz) *modusneutral*, der Verbzweitsatz wie die Verberstsätze dagegen *modusmarkiert* sind. Daraus würde folgen, daß *weil* mit Nebensatz an keinen Modus gebunden wäre, *weil* mit Hauptsatz sehr wohl. Dem Verbzweitsatz als 'Aussagehauptsatz' ist prototypisch der Illokutionstyp des Behauptens zugeordnet. Mit dem Satz *Die Straße ist naß, weil es hat geregnet* wird mit dem *weil*-Satz nicht lediglich eine Begründung gegeben, sondern es wird gleichzeitig mitgeteilt und in diesem Sinne behauptet, daß es geregnet hat. Dasselbe kann bei *Die Straße ist naß, weil es geregnet hat* der Fall sein, wenn der Satz entsprechend kontextualisiert ist. Möglich ist dieser Satz aber auch, wenn dem Adressaten aus Sicht des Sprechers der Inhalt des Nebensatzes bekannt ist. Der Nebensatz dient dann der Begründung, ohne daß er behauptet wird.

Die Lösung überzeugt nicht nur durch Einfachheit. Ihr Vorteil ist, daß sie auf Eigenschaften von sprachlichen Einheiten setzt, die man ihnen auch unabhängig vom in Rede stehenden Vorkommen zuschreiben möchte. Daß *weil* – soweit hier betrachtet – genau eine Bedeutung hat, gehört zu diesen Eigenschaften. Weiter gehört dazu, daß der Verbzweitsatz die ihm innerhalb des Systems der Satzmodi zugeschriebene illokutive Kraft entfaltet. Das ist wesentlich mehr, als auf seine bessere Verarbeitbarkeit und stilistische Lizenzierung im Gesprochenen hinzuweisen.

Zur Beschreibung und funktionalen Deutung ist eine Vielzahl von Lösungswegen beschritten und eine Vielzahl von Lösungen vorgeschlagen worden. Entschieden ist der Fall wahrscheinlich noch nicht. Erweist sich die zuletzt skizzierte oder eine ähnliche Lösung als 'richtig', dann wäre das Ergebnis der grammatischen Arbeit einfach. Diese selbst ist es nicht. Sie bliebe stecken, würde man es bei dem Blick aus einer Richtung lassen oder sich mit selektivem Gebrauch von Methoden und Interpretationsmöglichkeiten zufrieden geben.

5.

Es mag so aussehen, als werde hier eine alte Auseinandersetzung zwischen der deskriptiven Linguistik und einer auf Normen insistierenden Sprachkritik aufgewärmt. Als empirische Wissenschaft erhöhe die Linguistik wieder einmal den Vorwurf von Unwissenschaftlichkeit. Die Sprachkritik revanchiert sich mit dem Vorhalt eines öden Dekriptivismus, dem letztlich alles gleich sei. Er gefährde das Verhältnis der Sprachwissenschaft zu ihrem Gegenstand. Mit der selbstaufgelegten Normenabstinenz verfehle sie das Wesentliche an der Sprache. Gleichzeitig stelle sie sich selbst in eine praxisferne Ecke (einige Zitate in Antos 1996, S. 22 ff.).

An die Auseinandersetzung wird erinnert, weil ich zeigen wollte, daß sie den zentralen Punkt nicht trifft. Schon von Polenz' Arbeit zu den Funktionsverben war alles andere als eine reine Bestandsaufnahme. Wer bestimmte Daten von der Analyse ausschließt, wird kein realistisches Bild vom Zustand einer Sprache und ihrer Fundamente entwerfen können. Andererseits schließt eine funktionale Sprachbetrachtung nicht aus, daß Bewertungen vorgenommen werden. Funktionalismus und Sprachbewertung sind nicht in allen Fällen unvereinbar.

Aus Sicht einer funktionalen Grammatik bleibt das Bewerten von Sprache allerdings heikel. Meistens drängt sich der Verdacht auf, dem Bewertenden gehe es nicht um die Sprache; er sage etwas über sie, weil er vor allem etwas über sich selbst sagen wolle. Ist ein solcher Verdacht auch nur im Ansatz gerechtfertigt, kehrt sich der Spieß sofort um: Grammatiker, die sich mit wie immer emphatisch vorgetragenen Positionen der Sprachkritik auseinandersetzen, tun etwas für die Verteidigung der Sprache. Wer ein wenig versteht, wie das alles funktioniert, wie es zusammenpaßt und stellenweise nicht zusammenpassen kann, wie Konflikte entstehen und bearbeitet werden, Veränderungen sich durchsetzen oder stecken bleiben, der empfindet manche Kritik einfach als Artikulation eines Besitzanspruchs. Die Mehrheit der Grammatiker kommt gar nicht auf die Idee, ihnen gehöre die Sprache oder sie wüßten es besser als die 100 Millionen Sprecher. Sie schreiben Grammatiken, um den Sprechern und vor allem den Sprachprofis unter ihnen etwas davon zu zeigen, was sie an ihrer Sprache haben und was sie mit ihr anfangen können.

Literatur

- Abraham, Werner (1995): Deutsche Syntax im Sprachenvergleich. Grundlegung einer typologischen Syntax des Deutschen. Tübingen.
 Antos, Gerd (1996): Laien-Linguistik. Tübingen.
 Åsdahl-Holmberg, Märta (1976): Studien zu den verbalen Pseudokomposita im Deutschen. Stockholm.
 Bornschein, Matthias/Butt, Matthias (1987): Zum Status des s-Plurals im gegen-

- wärtigen Deutsch. In: Abraham, Werner/Ärhammer, Ritva (Hg.): *Linguistik in Deutschland*. Tübingen. S. 135–153.
- Braun, Peter u. a. (Hg.) (1990): *Internationalismen. Studien zur interlingualen Lexikologie und Lexikographie*. Tübingen.
- Carstensen, Broder (1980): Das Genus englischer Fremd- und Lehnwörter im Deutschen. In: Viereck, Wolfgang (Hg.): *Studien zum Einfluß der englischen Sprache auf das Deutsche*. Tübingen. S. 37–76.
- Deutsche Rechtschreibung (1996): *Deutsche Rechtschreibung. Regeln und Wörterverzeichnis. Text der amtlichen Regelung*. Tübingen.
- Dittmer, Ernst (1983): Form und Distribution der Fremdwortsuffixe im Neuhochdeutschen. In: *Sprachwissenschaft* 8, S. 385–398.
- Duden (1997): *Richtiges und gutes Deutsch. Wörterbuch der sprachlichen Zweifelsfälle*. 4. Aufl. Mannheim.
- Duden (1998): *Grammatik der deutschen Gegenwartssprache*. 6. Aufl. Mannheim.
- Eroms, Hans-Werner (1980): Be-Verb und Präpositionalphrase. Ein Beitrag zur Grammatik der deutschen Verbalpräfixe. Heidelberg.
- Eroms, Hans-Werner (1998): *Denn und weil im Text*. In: Dalmas, Martine/Sauter, Roger (Hg.): *Grenzsteine und Wegweiser. Textgestaltung, Redesteuerung und formale Zwänge*. Tübingen. S. 125–134.
- Eschenlohr, Stefanie (1999): Vom Nomen zum Verb: Konversion, Präfigierung und Rückbildung im Deutschen. Hildesheim. Im Druck.
- Fuhrhop, Nanna (1998): Grenzfälle morphologischer Einheiten. Tübingen.
- Gregor, Bernd (1983): Genuszuordnung. Das Genus englischer Lehnwörter im Deutschen. Tübingen.
- Günther, Hartmut (1998): Phonographisches Lesen als Kernproblem der Dyslexie. In: Weingarten, Rüdiger/Günther, Hartmut (Hg.): *Schriftspracherwerb*. Baltmansweiler.
- Günther, Hartmut (1999): Entwicklungen in der deutschen Orthographie 1545–1797. Eine Etüde. In: *Festschrift für H. Moser*. Innsbruck. Im Druck.
- Günthner, Susanne (1996): From subordination to coordination? Verb-second position in German causal and concessive constructions. In: *Pragmatics* 6, S. 37–59.
- Harweg, Roland (1989): Schrift und sprachliche Identität. Zur konnotativen Funktion von Schriftzeichen und Orthographien. In: Eisenberg, Peter/Günther, Hartmut (Hg.): *Schriftsystem und Orthographie*. Tübingen. S. 137–162.
- Hinney, Gabriele (1994): Wenn einer in der Familie den 'h'-Tick hat. Rechtschreibunterricht und strategisches Lernen. In: *Praxis Deutsch* 124, S. 29–51.
- Hinney, Gabriele (1997): *Neubestimmung von Lerninhalten für den Rechtschreibunterricht*. Frankfurt.
- Keller, Rudi (1995): Zeichentheorie: Zu einer Theorie semiotischen Wissens. Tübingen.
- Klein, Wolf Peter/Paul, Ingwer (Hg.) (1993): *Sprachliche Aufmerksamkeit. Glossen und Marginalien zur Sprache der Gegenwart*. Heidelberg.
- Köpcke, Klaus-Michael/Zubin, David A. (1984): Sechs Prinzipien für die Genuszuweisung im Deutschen. Ein Beitrag zur natürlichen Klassifikation. In: *Linguistische Berichte* 93, S. 26–50.
- Maas, Utz (1991): Die Rechtschreibung entdecken (am Beispiel von Dehnung und Schärfung). In: *Praxis Deutsch* 101, S. 9–12.
- Maas, Utz (1992): *Grundzüge der deutschen Orthographie*. Tübingen.
- Meisenburg, Trudel (1998): Zur Typologie von Alphabetschriftsystemen anhand des Parameters der Tiefe. In: *Linguistische Berichte* 173, S. 43–64.

- Menzel, Wolfgang (1978): Zur Didaktik der Orthographie. In: Praxis Deutsch 32, S. 14–24.
- Menzel, Wolfgang (1985): Welche Rechtschreibprobleme haben Schüler? In: Menzel, Wolfgang: Rechtschreibunterricht. Praxis und Theorie. Velber. S. 7–21.
- Partee, Barbara (1971): On the requirement that transformations preserve meaning. In: Fillmore, Charles J./Langendoen, D. Terence (Hg.): Studies in Linguistic Semantics. New York. S. 1–21.
- Pasch, Renate (1997): *Weil* mit Hauptsatz – Kuckucksei im *denn*-Nest. In: Deutsche Sprache 25, S. 252–271.
- von Polenz, Peter (1963): Funktionsverben im heutigen Deutsch. Sprache in der rationalisierten Welt. Düsseldorf.
- Röber-Siekmeyer, Christa (1993): Die Schriftsprache entdecken. Rechtschreiben im offenen Unterricht. Weinheim.
- Roemheld, Friedrich (1955): Die Längenbezeichnungen in der deutschen Rechtschreibung. In: Der Deutschunterricht 7.3, S. 71–82.
- Scheerer-Neumann, Gerheid (1996): Der Erwerb der basalen Lese- und Schreibfertigkeiten. In: Günther, Hartmut/Ludwig, Otto (Hg.): Schrift und Schriftlichkeit. Ein internationales Handbuch interdisziplinärer Forschung. Berlin S. 1153–1169.
- Toman, Jindrich (1983): Wortsyntax. Eine Diskussion ausgewählter Probleme deutscher Wortbildung. Tübingen.
- Volmert, Johannes (Hg.) (1999): Vom Fremdwort zum Internationalismus. Velber. (= Der Deutschunterricht 50.4). Im Druck.
- Willems, Klaas (1994): *weil es hat mit Bedeutung nicht viel zu tun ...* Zum Sprachwandel einer Konjunktion. In: Deutsche Sprache 22, S. 261–279.
- Wunderlich, Dieter (1987): An investigation of lexical composition: the case of German *be*-Verbs. In: Linguistics 25, S. 283–331.
- Wurzel, Wolfgang U. (1993): Inkorporierung und 'Wortigkeit' im Deutschen. In: Tonelli, Luigi/Dressler, Wolfgang U. (Hg.): Natural morphology. Perspectives for the nineties. Padua. S. 109–125.
- Zifonun, Gisela u. a. (1997): Grammatik der deutschen Sprache. 3 Bde. Berlin.
- Zimmer, Dieter E. (1997): Neuenglodeutsch. In: Zimmer, Dieter E.: Deutsch und anders. Die Sprache im Modernisierungsfieber. Reinbek. S. 7–104.